

«Lob der Schwachheit»

E. Taverna

Wer von Patientenliteratur spricht, denkt an Fallberichte oder an Informationen wie Beipackzettel, an Erklärungen und Ratschläge für interessierte Laien. Kranke und Behinderte kommen selten direkt zu Wort, es sei denn, als werbewirksame Zeugen einer Heilung, als Korrespondierende mit einer Briefseelsorge, als Kläger, Beschwerdeführer oder Teilnehmer einer Selbsthilfegruppe. Das Internet bietet virtuelle Klinikgästebücher, elektronische Briefkästen und Diskussionsforen für Betroffene und Angehörige.

Ausführlichere Selbstdarstellungen erreichen selten die künstlerische Qualität und Dichte der fiktiven oder realen Literatur, die aus der Krankenperspektive erzählt. Diese Vorlagen haben einst jene Ärztegengeneration sprachlich gefördert, die mit ausführlichen und exakten Fallbeschreibungen der modernen Diagnosestellung vorarbeitete. Heute kommt es vor, dass Patienten ihre eigene Literatur verfassen. Ihr Drama kehrt die Rollen um: Sie sind die Therapeuten und wir sind die Verletzten. Auch füllen sie eine Lücke im Denken einer medizinischen Berufsgruppe, die sich mehr auf Technik und Statistik verlässt, als auf singuläre Fallgeschichten.

Das eine tun und das andere nicht lassen, das Einmalige und das Allgemeine beachten, ist auch hier angebracht. Denn oft schon haben in den letzten Jahrzehnten sprachgewandte, leidende Menschen auf blinde Flecken von Ärztinnen und Ärzten hingewiesen. Erinnert sei an die Sterbeliteratur der 70er und 80er Jahre, an die aktuellen Berichte über Schmerzen, sexuellen Machtmissbrauch, Grenzerfahrungen und Suizid. Die Patientenliteratur in diesem Sinne katalysiert gesellschaftliche Themen, verändert berufliche Wahrnehmungen, korrigiert eigene Defizite und fördert fachspezifische Lösungen. Sie ist ebenso unentbehrlich wie die Fachliteratur, weil auch sie neue Fragen stellt, Problemen einen Namen gibt, kritisiert, fordert und anregt.

Krankheiten und Behinderungen, die sich schriftlich zu Wort melden, ergänzen in ihrer Ausführlichkeit ideal die Sprechstunde. Sie legen auch Zeugnis ab von der Macht der Sprache, wenn der Wille, allem Körperlichen zum Trotz, das schier Unmögliche vollbringt.

Zwei Bücher, beide aus dem Französischen übersetzt, mögen, willkürlich ausgewählt, zur Lektüre anregen und das Gesagte verdeutlichen. Das erste war

1997 ein Bestseller mit dem Titel «Schmetterling und Taucherglocke», worin der inzwischen verstorbene Pariser Redaktor Jean Dominique Bauby aus seinem schrecklichen Gefängnis des «Lock-in-Syndroms» eine Botschaft schickt. Er diktiert diese mit seinem linken Augenlid, das einzige binäre Signal, das seine neurologische Krankheit zulässt, die ihn mit einem Schlag zum «Untoten» macht. Weil darüber schon viel geschrieben wurde, sei das Buch nur noch einmal kurz für jene erwähnt, die es noch nicht gelesen haben.

Im zweiten Werk, das im Frühjahr 2001 veröffentlicht wurde, lernen wir einen Behinderten kennen, der seine Sprache erst mühsam entwickeln muss. In Form eines fiktiven Dialogs mit Sokrates erzählt Alexandre Jollien seine Geschichte als «Lob der Schwachheit.» Es ist die Geschichte einer zerebralen Kinderlähmung, eines Kampfs um den aufrechten Gang, um koordinierte Bewegung und Sprache. Es ist auch das Protokoll einer Überwindung ärztlicher Prognosen, pädagogischer Konzepte, schulischer und beruflicher Etikettierungen und ausgrenzender Verhaltensweisen. Jollien beschreibt die 17 Jahre in einer Spezialklinik, den Umgang mit seinen Leidensgenossen, den absonderlichen Gestalten seiner Heimwelt, den sprachlosen Helden und Komplizen, deren Freundschaft ihn lebenslänglich begleiten wird. Jollien denunziert das Mitleiden als Anästhesie, wenn sie ihn wohlmeinend auf seine Behinderung fixiert, er analysiert das lädierte Selbstwertgefühl seiner Sozialpädagogen, wobei er dank seiner Ausdauer selbst von den Fehlern seiner Betreuer profitiert. Er nennt aber auch ihre Stärken und gesteht selbstkritisch eigene Schwächen. Der Übertritt in die Welt ausserhalb des Heims gerät zum «Kulturschock», zur qualvollen Anpassung an die ungewohnten Rituale der normal Gesunden in der Handelsschule, im Gymnasium und an der Universität, wo er mit dem Studium der Philosophie beginnt. Das Lob der Schwachheit ist weit mehr als eine Erfolgsgeschichte, es ist ein Lob der Freundschaft, für die Kriterien wie normal oder anormal nichts bedeuten. Der Autor und sein fiktiver Partner diskutieren am Ende des Dialogs über das unangepasste, behinderte und das gewöhnliche, angepasste Leben. Es gibt keinen Unterschied. Des Dorftrottels Freude war ein tröstliches Vorbild und das verstümmelte Mädchen strahlte vor Glück. Jollien: «Als ich nach 17 Jahren die Klinik verlassen habe und normale Menschen treffen wollte, habe ich keine gefunden.»

Jean Dominique Bauby. Schmetterling und Taucherglocke. Wien: Paul Zsolnay Verlag; 1997.

Alexandre Jollien. Lob der Schwachheit. Zürich: Pendo Verlag; 2001.